

Nr. 112. Bromberg, den 16. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von Johannes Bergmann, Hellerau.

Alle Rechte vorbehalten. — Amerikanisches Copyright by Verlag der Dr. Güntzschen Stiftung, Dresden.

3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

6. Enttäuschung.

„Es ist alles klar!“ meldete ich dem Fähnrich, als er mich nach dem Abendappell abfing. „Sobald es stockfinster ist, geht's los. Ein paar Stunden brauchen wir aber noch, um das Loch vorsichtig auszuputzen. Vor allen Dingen dürfen die letzten Steine nicht nach außen fallen.“

Der Fähnrich drehte sich vor Freude um seine Achse und meinte: „Kinders, seid vorsichtig, es wäre ja ein Jammer, wenn wir nach der Schufterei in die Pütz peilen müßten.“ Er zeigte mir dann noch seine neueste Errungenschaft, eine Brille, die er unterwegs als Mann des Wortes und der Feder zu tragen gedachte.

Der Lotse beseitigte bei Kerzenlicht die letzten Stoppeln am Kinn und spottete: „Ein Glück, daß die olle Matratze das Zeitliche gesegnet hat. Ich gefalle mir zwar so schon gar nicht, aber ehe das Ding im Drahtverhau hängen bleibt . . .“

Es war nun wirklich keine Zeit mehr zu verlieren. Der Heizer war der erste an der Spritze, als die Nacht hereinbrach. Er sondierte die Mauer, ich stand auf Wache am Wasserhahn. Der Posten zur Linken äugte ins Lager. Er stand fünf bis sechs Meter weit von der Waschhausecke entfernt auf seiner hohen Brücke. Der Posten rechts, der etwa zwölf Meter weit vom Mittelpunkt der Ereignisse weg war, stapfte auf seinen Brettern hin und her, konnte aber nur ab und zu von uns gesehen werden, weil er auch um die Ecke des Lagers ging, oben auf der Mauer.

Der Heizer arbeitete wie ein Heinzelmännchen. Nach zwei Stunden löste ich ihn ab, und der Grenadier übernahm den Ausguck.

„Die Hälfte des Loches ist frei“, flüsterte der Heizer, als er oben aus dem Schacht kletterte. „In zwei Stunden müssen wir ran. Eher wird's nicht.“

*

Ich tauchte unter und ging an die Arbeit. Sieh da, ich konnte schon beinahe den Kopf durch die Öffnung stecken. Mir lag aber zunächst daran, im ganzen klare Sicht zu bekommen. Jedes Mal, wenn ein Steinbrocken nach außen kollerte, hielt ich den Atem an. Es geschah nichts. Das Zeug schien weich zu fallen. Ich kam aber nicht so schnell voran wie der Heizer und war ein wenig unglücklich darüber. Es waren Stunden angestrengtester Arbeit und Nervenanspannung. Die Mitternacht ging vorüber, Posten kamen und gingen, das hörte ich an dem Ablösungsgeschrei. Gegen 2 Uhr hatte ich die letzten Stücke in der Mauertiefe abgestoßen und konnte mir nun — es war ein eigenartiges Erlebnis — zum ersten Male an der Stelle die Mauer von außen betrachten, als ich den Kopf durch die Öffnung steckte.

Mir lief die Gänsehaut über den Rücken. Ja, was hatten wir denn angedreht? Im Scheine einer großen Lampe, die ihr Licht auf die Lagermauer warf, erkannte ich vor mir ein Stück der neuen Welt. Da war ja noch eine Mauer, die Quermauer — rechts von mir. Sollten wir uns so sehr verrechnet haben? Und dann der Posten, wo war denn der? Ich hörte deutlich seine Schritte — tapp, tapp, tapp —, aber ich sah ihn nicht. Er stand zu hoch und das Holzgerüst, auf dem er lustwandelte, verhinderte den Blick. Trotzdem, wenn er näher kam, zog ich unwillkürlich den Kopf ein. Er konnte ja beinahe mit dem Gewehr nach mir werfen. Ich zwang mich zu weiteren Überlegungen, obwohl mir das Blut in den Adern schlug. Richtig, die Mauerecke lag im Dunkeln. Das war noch ein Glück. Ein Baum zwischen mir und dem Postenstand warf einen Schlagschatten in die Ecke. Was für eine glückliche Einrichtung die Lampe da drüben! Ich versuchte einen Blick nach oben zu werfen, was nur schwer gelang, da ich ja den Körper nicht drehen konnte: Ein Dach, wie von einer Laube, ein kleines schräges Dach, das auf zwei Pfosten gestützt und in der Mauer verankert war. Ich wand einen Arm heraus und befühlte außen das Gemäuer. Da hing eine alte Jacke: „der Arbeitskittel des Gärtners“, dachte ich.

Nein, es ist ein Ding der Unmöglichkeit, durch diesen Garten zu entkommen. Wir hätten auf der anderen Seite der Quermauer ins Freie gelangen müssen. Dann allein, nur dann war eine Gewähr gegeben, daß wir alle davonkamen. So aber, vor den Füßen des gerüsteten Scharfschützen, nein, er hätte nicht einmal zu zielen brauchen. Und in der gleichen Nacht noch ein Loch in die Quermauer zu treiben, wo wir doch sechs Wochen lang an dem anderen gearbeitet hatten, diesmal gar unter dauernder Lebensgefahr, das wäre unverständlicher Leichtsinn gewesen. Bis zum Gartenzaun vor mir waren es vielleicht fünfzig Schritt. Ein einzelner hätte ihn noch mit einem kühnen Satz erreichen können; aber fünf Mann hoch? Ich kroch zurück, enttäuscht, geschlagen wie ein Hund. Was sollte nun werden? Am Morgen würde der Gärtner seinen Kittel holen und Lärm schlagen, ja, die Posten würden bei Tage den Braten merken, und alles ist dann vergeblich gewesen. Wie man sich bloß so täuschen konnte! „Eine Nase lang weiter rechts müßte das Waschhaus liegen“, hatte damals der Lotse gesagt. Diese fehlende Nase konnte uns den Kopf kosten.

Als ich aus dem Schacht emporstieg, empfingen mich der Fähnrich und der Grenadier im Waschhaus. Sie wollten von mir hören, ob sie sich umziehen und fertig machen sollten. Sie sprangen mich an wie einen, dem man zusetzen muß, damit er ja sagt. Sie waren ungeduldig und wunderten sich, daß ich so lange in der „Kiste“ gesessen hatte. Ich wehrte ab und empfahl, an einem besseren Ort die Sachlage zu erörtern. „Ausgeschlossen!“ murmelte ich, „so ist's ganz ausgeschlossen. Wir sind links von der Quermauer herausgekommen. Für heute habe ich genug.“

*

Wie die Katzen, die nachts bei der Jagd im Gelände aufgescheucht worden sind, schlichen wir uns nach dem alten Bau zurück, wo der Lotse wie auf Kohlen saß und der Heizer in der Dachkammer seine „Klamotten“ zusammensuchte, damit sie die anderen gelegentlich mitverwenden oder an die Engländer zurückgeben konnten: die Seestiefel, den Strohsack, die Pritsche und sonstige Kleinodien. Er staunte nicht schlecht, als ich ihm zuraunte, er möchte doch einmal mit zum Lotsen gehen; denn um unsere Sache stünde es „kladrig“.

Die Konferenz dauerte nicht lange. Es wurde nicht viel hin und her geredet.

„Aufgepaßt“, sagte Volkmar, „das einzige, was uns retten kann, ist ein Glücksumstand. Angenommen, das Loch wird nicht bemerkt, dann durchbrechen wir morgen nacht die Quermauer. Einverstanden? Wir müssen durchhalten.“

Der Fähnrich brannte sich seine Pfeife an und war optimistisch genug zu hoffen, daß noch längst nicht aller Tage Abend sei. „Geht's eben wirklich nicht“, meinte er, „dann wird übermorgen ein neuer Fluchtplan entworfen. Vorläufig wird zur Stange gehalten. Wer ist dagegen?“

Alle schwiegen. Ich schilderte nochmals genau die Verhältnisse, so wie ich sie gesehen hatte, und erbot mich, wenn alles gut ging, in der folgenden Nacht die Pferdekur im Garten außerhalb des Lagers durchzumachen. Es war nun doch einerlei. Wir hingen doch mit jeder Faser des Herzens an dieser Sache. Wir waren von vornherein entschlossen gewesen, das Leben einzusetzen. Also mußte es auch geschehen. Komme, was da wolle! Nur nicht mehr am Erfolge zweifeln!

Wenn aber der Gärtner kam ... er kam doch jeden Tag ...

7. Es gibt noch Wunder.

Der Lotse hätte gern seinen Bart wieder angeklebt, als der neue Tag erwachte. Im Lager ging alles seinen gewohnten Gang. Nur wir fünf hatten einiges Herzklopfen. Als zur Zählparade angetreten wurde, glaubte jeder von uns, daß nur ein Wunder unsere Sache retten könnte. Wir selbst hatten den Erfolg nicht mehr in der Hand. Die Engländer zählten und zählten und addierten und subtrahierten. Eine peinliche Angelegenheit, wenn sich ein Loch in der Lagermauer befindet. Aber sie wußten nichts davon. Wer weiß, wann der Gärtner sein Tagewerk begann! Die Posten hatten jedenfalls noch nichts gemeldet; denn sonst hätte man einen halben Tag lang gezählt, auch wenn die Rechnung gestimmt hätte. Nach der Parade trieben wir uns immer in der Nähe unseres Tatortes herum, hielten Ausschau an den Dachfenstern, hatten immer wieder einmal im Waschhaus zu tun, trafen uns zu weiteren Besprechungen zufällig auf dem gleichen Wege, hielten — wie man sagt — die Daumen.

Es geschah nichts, rein gar nichts. Ob da nicht etwas dahinter steckte! Am Nachmittag wurde auch der Sportplatz wieder geöffnet. Die Lagerparolen, die wir abfingen, waren gleichgültig und nichtssagend wie immer. Also ahnten auch unsere Mitgefangenen nicht einen Deut, und das wollte etwas heißen.

Ein prächtiger blauer Himmel lachte über uns, daß es unmöglich war, nur einen trüben Gedanken zu hegen. Wir versuchten hin und wieder, einen Khakimann, auch den Posten Nr. 5, der nicht weit vom Waschhause stand, in ein gleichgültiges Gespräch zu verwickeln. Es kam nichts dabei heraus. Der Gärtner mußte über Nacht gestorben sein. Vielleicht hatte er einen Nervenschock bekommen, als er das Loch in der Mauer wahrgenommen hatte, oder er lag krank zu Hause oder feierte Kindtaufe bei seinem erwachsenen Sohn oder ... oder ...

Er kam nicht, den ganzen Tag über kam er nicht. Warum er gerade an diesem Tage nicht auf der Bildfläche erschien! Wir hegten Zweifel. Vielleicht wollte man uns abfangen, draußen vor der Mauer. Vielleicht sollten wir wie Hasen bei einem Kesseltreiben abgeschossen werden. Das war ja die beste Gelegenheit; aber wir hatten wirklich keinen Grund zu solch pessimistischen Betrachtungen.

„Vorwärts, Jungens“, mahnte der Lotse, als der Tag nach einer zweiten Zählparade und nach dem Zapfenstreich zu Ende ging. „Der Himmel will, daß wir der Gesellschaft eins aufspielen. Ist alles seeklar für die nächste Schiebung?“

*

Das Nervenspiel sollte von neuem beginnen. Ich ertappte mich bei einer ganz lächerlichen Vogel-Strauß-Politik. Mit dem Leben hatte ich abgeschlossen, als ich gegen 10 Uhr abends durch das Loch klettern wollte, um die Quermauer zu unterminieren. Wir wollten ausschachten, das Erdreich beseitigen, einen Wall aufwerfen, keinen Stein anrühren. Da erlebten wir eine neue Enttäuschung. Das Loch in der Lagermauer war gerade groß genug, daß ich mit Mühe und Not hindurchgeschoben werden konnte, und ich war doch mager wie ein Engländer. Was sollte da mit den anderen werden, vor allem mit dem Lotsen, der so breite Schultern hatte, mit dem Heizer, dessen Sitzfleisch ja nicht weggeschnürt werden konnte? Also mußte auch diese Maueröffnung gleichzeitig weiter bearbeitet und größer gemacht werden. Das war keine Kleinigkeit. Der Heizer versprach, daß er es schaffen würde. Ich aber stand draußen unter dem Laubendach, von dem wohltätigen Baumschatten beschirmt, mit offenem Mund und mit stieren Augen. Jeder Bewegung des Postens folgte ich mit tausendfacher Aufmerksamkeit, um sofort wieder in das Loch zu schlüpfen, wenn er auch nur um einen Schritt seine Haltung änderte.

Ich tastete die Quermauer ab: sie war in schlechtem Zustande. Die einzelnen Quader saßen lose in den Fugen. Ob man nicht doch lieber auf das Ausschachten verzichtete?

Schon kümmerte ich mich kaum noch um den Posten, als ich daran ging, den ersten Quader zu beseitigen und vorsichtig auf den Erdboden zu legen. Die Jacke des Gärtners benutzte ich als weiche Unterlage, damit etwa nachrollende Brocken möglichst weich fielen. Nach einigen Stunden — kurz vor dem Postenwechsel war ich in mein schützendes Verließ zurückgekrochen — legte der Heizer „draußen“ mit Hand an. Er mußte zwar durch das Loch geschoben und von mir herausgezogen werden und ließ dabei ein paar Hautfetzen an der Mauer hängen; aber das half alles nichts. Mit vier Händen wurde gewühlt und gehoben, gestemmt und gezerrt. Als sich der nächste Quader löste — es war ein riesiges Stück, das wir zu zweit abheben mußten — geschah etwas Unerhörtes: die gesamte Mauerfüllung über der Höhlung „sackte nach“, mit einem gewaltigen Krach, daß es weithin schallte, und dann trat eine tödliche Stille ein.

Wir lauerten — atemlos, wir hielten uns irgendwo fest und warteten auf die erste Kugel. Wir zitterten vor Entsetzen und dachten gleichzeitig an einen schnellen Rückzug. Jetzt mußten wir verraten sein.

Wir ließen volle fünf Minuten — es war eine Ewigkeit — verstreichen, ehe wir uns auch nur bewegten. Keiner flüsterte ein Wort. Der Posten rührte sich nicht. Ob er wohl schlief?

Er schlief nicht, sondern stand in seinem Schilderhäuschen oben auf der Brücke mit Gewehr bei Fuß und hatte wahrscheinlich irgendeine Nebenbeschäftigung, über die wir uns kein Bild machen konnten. Vielleicht mochte er dabei nicht gern erwischt werden.

Also waren wir ein gutes Stück vorwärts gekommen. Wir spürten im Dunkeln nach dem Mauerinnern und fühlten Erde, schöne, weiche, lockere Erde: Gartenerde!

Die Humusdecke im Nebengarten schien demnach höher zu liegen; denn sonst hätten wir bereits freie Bahn gehabt. Sie lag wirklich höher, über ein Meter. Wie die Maulwürfe wühlten wir das Erdreich heraus. Es war beinahe ein Vergnügen. Dann versuchten wir nach oben vorzustoßen. Es ging auch eine Weile, dann war Schluß. Eisen! Was mochte das wohl sein! Im Garten Eisen auf der Erde. Ob sich die Eisenplatte nicht herunterdrücken ließ? Unsere Hände waren nur noch Schaufeln, mit denen wir getrost den halben Garten untergraben hätten. Immer tiefer krochen wir in stockfinstere Nacht hinein. Zwei Körper steckten gedrängt in dem engen Stollen. Wir hörten und sahen nichts mehr von der Außenwelt.

Da senkte sich auch schon die Platte. Ganze Stapel von Blumentöpfen rutschten uns entgegen. Wir hatten nicht Hände genug, um sie aufzuhalten. Sie rollten in den anderen Garten, klappernd, zerbrechend; aber dabei war es Licht geworden: Wir hausten schon ein Stück im Nebengarten. Alles andere störte uns nicht.

Beinahe gleichzeitig, als hätten wir auf ein inneres Kommando gehört, „stoppten wir ab“. Es war genug des grausamen Spiels. Zurück ins Lager, Katzenwäsche, umkleiden — und dann . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die großen Geschwister unserer Erde.

Neue Erkenntnisse über die Natur der äußeren Planeten. — Der 18 000 Kilometer tiefe Ozean des Saturn.

Von Hans Ernst Gehrke.

Obwohl dank den staunenerregenden Leistungen der modernen Astronomie unsere Kenntnis der Sternenwelt in den letzten Jahren bewunderungswürdige Fortschritte gemacht hat, geben gerade die uns nächsten Himmelskörper, die Planeten, dem Forscher immer wieder neue Rätsel auf. So wurde erst kürzlich unsere Vorstellung von der Natur der sogenannten äußeren Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, gewissermaßen auf den Kopf gestellt.

Aus der Masse und dem Durchmesser eines Himmelskörpers läßt sich seine Dichte berechnen. Diese liegt für die inneren Planeten, zu denen auch die Erde gehört, zwischen dem Drei- bis Fünfeinhalbfachen des Wassers, woraus sich ohne weiteres ergibt, daß sie Körper aus festem Gestein, vielleicht mit Metallen gemischt, sein müssen. Bei den äußeren Mitgliedern des Sonnensystems finden wir jedoch weit niedrigere Dichtigkeitsgrade, für Jupiter, Uranus und Neptun nur 1,34 bis 1,50, für Saturn sogar nur 0,71. Das sind Zahlen, wie sie sonst nur von den Fixsternen bekannt sind; z. B. liegt die Dichte der Sonne gleichfalls um 1,50. Für letztere läßt sich diese niedrige Zahl unschwer erklären. Wissen wir doch, daß unser Zentralgestirn selbst an der Oberfläche eine außerordentliche Hitze von etwa 6000 Grad aufweist, und nur die ungeheure Expansionskraft der heißen Gase im Innern einen Zusammenbruch unter dem Druck der äußeren Schichten verhindert. Aber diese Erklärung versagt bei den großen Planeten.

Bis vor kurzem waren die Astronomen der Ansicht, daß z. B. Jupiter im Innern sehr hohe Temperaturen aufweise und selbst an der Oberfläche noch sehr heiß, nahe der Rotglut, sei. Genaue Messungen vor allem der Mount Wilson-Sternwarte haben indessen gelehrt, daß jedenfalls Jupiter und Saturn so gut wie keine meßbare Wärme ausstrahlen. Unsere modernen Meßinstrumente arbeiten so genau, daß selbst um den Gefrierpunkt liegende Wärmegrade noch nachgewiesen werden können; man nimmt heute an, daß die Oberflächentemperatur der genannten Planeten um etwa 150 Grad unter Null liegt.

Der häufige und rasche Wechsel der diese Himmelskörper umhüllenden Wolkenschicht, die man bislang auf die Dämpfe kochender Stoffe des Innern zurückführte, steht dem nur scheinbar entgegen. Denn es gibt Elemente mit außerordentlich tiefen Siedepunkten, wie z. B. Sauerstoff und Stickstoff, die sich bei —183 bzw. —196 Grad zu Wolken gleich den uns vertrauten, aus Wasserstoff gebildeten verdichten. Diese beiden Elemente kommen für den etwas kälteren Jupiter wohl kaum in Frage, wohl könnte dessen Wolkenschicht aber aus Kohlensäure gebildet sein, deren Siedepunkt etwa dem der Oberflächentemperatur des Planeten entspricht. Aber die meisten dieser Elemente mit derart niedrigem Siedepunkt können nur weiße, mithin farblose Wolken bilden, während die Atmosphäre des Jupiter deutlich verschiedenfarbige zeigt. Wie sie zu erklären sind, ist bislang noch eine offene Frage. Auch das sonst so nützliche Spektroskop hat hinsichtlich ihrer Beantwortung bisher versagt.

Bei so viel Unsicherheit hinsichtlich der Oberfläche dieser Planeten scheint es beinahe vermessen, über die Natur ihres Innern überzeugende Angaben zu machen. Immerhin ist dies möglich, denn wir haben außer der Kenntnis ihres Dichtigkeitsverhältnisses noch ein weiteres Hilfsmittel.

Alle diese Himmelskörper drehen sich außerordentlich schnell um ihre Achse und erhalten dadurch eine mehr oder weniger abgeplattete Gestalt, wie wir sie ja auch von unserer Erde kennen. Diese Abplattung erstreckt sich nun nicht nur auf die Oberfläche, sondern auch auf die inneren Schichten bis zum Mittelpunkt hinab. Je gleichmäßiger ein Körper zusammengesetzt ist, desto regelmäßiger ist auch die Abplattung der einzelnen Schichten und desto stärker seine Beeinflussung der ihn begleitenden Trabanten. Sind die inneren Schichten dagegen dichter als die äußeren, so werden sie weniger abgeplattet, und die Wirkung des Gestirns nach außen, im ganzen genommen, sinkt.

Aus den Bahnen der Monde der großen Planeten hat man auf diese Weise berechnen können, daß letztere im Innern viel dichter sind als außen. Im geringeren Maße gilt dies auch für die Erde, deren Dichte im Innern etwa viermal die der Oberflächen-(Gesteins-)schicht übertrifft.

Wir dürfen annehmen, daß alle Planeten unseres Sonnensystems gelegentlich einer großen Katastrophe aus der Masse des Zentralgestirns hervorgegangen und demnach ursprünglich von völlig gleicher Beschaffenheit gewesen sind. Das ist aber nach ihrer Erkaltung und Erstarrung nicht so geblieben. Kleinere Körper, z. B. unser Mond, besitzen eine zu geringe Anziehungskraft, um leichtere Stoffe wie Gase festzuhalten und an einer Verflüchtigung in den Weltraum zu hindern. Umgekehrt ergibt sich daraus die Folgerung, daß die Riesenplaneten mit ihren ungeheuren Massen große Mengen leichterer Elemente in gasförmigem Zustande noch besitzen, welche die Erde und ihre kleineren Geschwister längst verloren haben.

Welches diese Stoffe sein können, läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachweisen. Jüngste Untersuchungen des Sonnenspektrums haben gezeigt, daß unser Zentralgestirn sich zum überwiegenden Teil aus Wasserstoff, daneben aus einem erheblichen Anteil Sauerstoff und schließlich Helium — von weniger wichtigen Elementen zu schweigen — zusammensetzt. Man könnte demnach annehmen, daß ein Riesenstern wie der Jupiter aus einem festen felsigen oder metallischen Kern besteht, der von einer ungeheuren, vielleicht Tausende von Kilometern tiefen und teilweise gefrorenen Wassermasse bedeckt wird, während eine ausgedehnte, vornehmlich aus Wasserstoff bestehende Atmosphäre das Ganze einhüllt. Der amerikanische Astronom Jeffries hat berechnet, daß die uns bekannten Erscheinungen beim Jupiter sich zwanglos erklären lassen, wenn man annimmt, daß der Planet einen festen, 100 000 Kilometer im Durchmesser zählenden Kern von etwa der dreifachen Dichte des Wassers besitzt, darüber eine Wasser- oder auch Eisschicht von rund 18 000 Kilometer Stärke und eine Atmosphäre von geringer Dichte und etwa 4000 Kilometer Ausdehnung. Für Saturn würden die entsprechenden Zahlen 50 000, 18 000 und 13 000 Kilometer lauten.

Diese Zahlen sind naturgemäß nur angenähert, immerhin geben sie eine wenn auch nur oberflächliche Vorstellung von der Natur einiger der bislang noch so rätselvollen Mitglieder unseres Sonnensystems.

Die Speiotter.

Skizze von Herbert Schmitt-Carlén.

Die Safari hatte ihr Tagesziel erreicht. Erleichtert warfen die schwarzen Träger die Lasten zu Boden und machten sich dann unter lustigem Schnattern daran, das Lager aufzuschlagen.

„Gut, daß wir so weit sind“, meinte Ellermann, der Führer des Jagdzuges, der sich neben seinem einzigen weißen Begleiter Doktor Schade unter einem breit ausladenden Affenbrotbaum ins hohe Gras gestreckt hatte. „Viel länger hätte ich's nicht mehr ausgehalten. Die verdammte Malaria steckt mir doch gehörig in den Knochen.“

„Nun, Sie legen sich jetzt gleich hin und schlafen erst einmal ordentlich. Ich gebe Ihnen noch etwas Chinin, morgen früh fühlen Sie sich schon ganz anders. Kommen Sie, Ihr Zelt ist fertig!“

Der Kranke erhob sich und schritt leicht schwankend auf den Eingang des Zeltes zu. Bald lag er auf dem Feldbett ausgestreckt. Doktor Schade sah sich in der primitiven Behausung um: Die Feldlampe erhellte den Raum mit rötlich-gelbem Schein, der sich in der blitzenden Klinge des auf einem Tischchen neben dem Bett liegenden scharfen Busch-

meisers spiegelte, ein Glas Limonade stand daneben, alles war in Ordnung. „Ich sehe nachher noch einmal nach Ihnen, Ellermann“, wandte sich der Arzt zum Gehen, „einstweilen schlafen Sie wohl und: Baldige Besserung!“

Der andere nickte kurzen Dank, dann versank er in dämmerhaftes Träumen. Das trotz des Chinins noch steigende Fieber raste durch seine Adern. Gedämpft vernahm er die Stimmen der am Lagerfeuer hockenden, eifrig mit der Abendmahlzeit beschäftigten Schwarzen. Aus der Ferne drang ab und an das heisere Bellen einer Hyäne oder das Heulen eines Schakals an sein Ohr.

So lag er vielleicht zwei Stunden. Langsam ließ das Fieber nach. Draußen trat Stille ein, und Ellermann war gerade im Begriff, in einen leichten Schlummer zu versinken, als sein durch die Krankheit besonders geschärftes Ohr ein leises, raschelndes Geräusch auffing. Sollte es hier Ratten oder Mäuse geben? Kaum anzunehmen. Aber was war denn das? Er überwand seine Apathie so weit, daß er langsam den Kopf drehte, um ins Innere des Zeltes zu spähen. Richtig, dort am Boden bewegte sich etwas, doch der Schein der Lampe fiel nicht dahin, man konnte nicht erkennen, was es war. Aber jetzt kam es näher und in den Lichtschein. Langsam schob sich der etwa anderthalb Meter lange, schmale, blauschwarze Körper einer Schlange heran. Ellermann erschrak. Er war lange genug in Ostafrika gewesen, um über die Natur seines nächtlichen Besuchers nicht im Unklaren zu sein. Was da heran kroch, war der Tod in Gestalt der fürchterlichen Speiotter, der gefährlichsten Schlange Ost- und Südafrikas, die ihrem Opfer ihren stets gut gezielten, giftigen Geifer in die Augen zu spritzen und es zu blenden pflegt, ehe sie zum eigentlichen Angriff übergeht. Gegen ihren Biß gibt es keine Rettung.

Ellermann lag wie gelähmt, nur mit den Augen vermochte er dem eklen Reptil zu folgen. Dieses schob sich, mit der spitzen Zunge züngelnd, näher, glitt plötzlich an einem Bettpfosten in die Höhe, und schon lag es auf der Bettdecke zu Füßen des keiner Bewegung mächtigen Weißen. Das weiche Lager schien der Schlange zu gefallen, sie rollte sich zum Knäuel zusammen, sicherte noch einen Augenblick unruhig und lag dann regungslos da.

Angesichts der fürchterlichen Gefahr war das Fieber mit einem Schlage von Ellermann gewichen. Er vermochte wieder klar zu denken. Er wußte, jede Bewegung konnte den Tod bedeuten. Ihm blieb nichts übrig, als starr dazuliegen, vielleicht entfernte sich das Reptil von selbst wieder. Nur durfte niemand kommen, der das Tier reizte und damit zum Angriff veranlaßte. Plötzlich durchlief ein eisiger Schauer den Körper des Kranken. Doktor Schade! Er hatte versprochen, noch einmal herein zu sehen! Und als ob der Gedanke an ihn den Arzt herbei gerufen, ertönten jetzt vor dem Zelte seine Schritte.

Der Zelteingang wurde zurück geschlagen, in der Öffnung stand Doktor Schade, ohne Ahnung der ihn erwartenden Gefahr. Die Schlange war unruhig geworden, leise regte sie sich. Durch Ellermanns Hirn jagten die Gedanken. Sollte er rufen und den Freund warnen? Dann war er selbst eine sichere Beute des gereizten Reptils. Blieb er regungslos, so hatte der andere keine Aussicht, dem Angriff der außerordentlich schnellen und beweglichen Schlange zu entgehen. Jetzt hob diese den Kopf. Ehe der vor Entsetzen Starre einen Laut ausstoßen konnte, hatte sie sich hoch aufgerichtet, der Hals blähte sich zu einer unförmigen Kugel, und das wütende Reptil spritzte seinen Geifer dem sich Nahenden entgegen.

Doktor Schade hatte noch im letzten Augenblick den furchtbaren Besucher auf dem Lager seines Freundes bemerkt. Instinktiv zurückspringend entging er dem Giftstrahl. Im gleichen Augenblick gewann auch Ellermann seine Fassung und seine Tatkraft zurück. Ein Griff zur Seite, in der Hand blitzte das scharfe Buschmesser, und ein kräftiger Hieb trennte Kopf und Leib der gerade zum Sprung ansetzenden Speiotter.

„Danke Ihnen, Ellermann“, reichte der Arzt dem andern die Hand. „Das hätte leicht böse ablaufen können. Aber wie steht's mit Ihnen?“

„Ausgezeichnet. Der Schreck steckt mir zwar noch in den Gliedern, doch das Fieber ist daraus verschwunden. Die Schlange hat's wohl vertrieben. Aber das war eine Kur, an die ich denken werde und die ich nicht zum zweiten Male durchmachen möchte.“

De beeden Gäse.

Ä Gunde will ä Gäse hamm,
Dr Händler dut een'n fassen,
Där hängt mit noch een'n fest zusamm',
Als wolltern nie mähr lassen.

„Verbibbch“, so schimpft dr Händler wild,
Und langt schon nach 'n Messer.
Da meent dr Gäsegeifer mild:
„Ach, Meester, 's wohl bässer,

Ich nähm' se alle beede mid,
Se sin so scheen verwachsen;
Mir däte färmlich weh, der Schnitt!“ —
Sowas gibt's bloß in Sachsen.

Lene Voigt.

Gedanken.

Von Richard von Schaukal.

Verstummter Unwille gärt zu Groll.

*

Erkenntnis setzt Glauben voraus.

*

An sein Aber glauben: auch eine Weltanschauung!

*

Daß doch die Unbedeutenden in ihre Anerkennung des Bedeutenden immer auch sich selbst einbeziehen müssen!

*

Was will der Mensch? Glücklich werden. Was kann der Mensch? Darauf verzichten.

*

Schulweisheit und Lebensweisheit: Ausdenken und Ersinnen.

*

Geist steigt als Spirale durch die Gegensätze des Denkens in sich selbst empor.



* **Ein offenes Wort.** Liebermann hatte ein Mädchen gemalt und war begeistert vom Werk seiner Hände. Sein Kollege Leopold von König war bei ihm auf Atelierbesuch, und den fragte der alte Liebermann vor diesem Prachtstück: „Nun, Keenig, was halten Sie davon?“ König war begeistert: „Tadellos! Herrlich, gar nichts dran auszusetzen.“ Aber Liebermann war hartnäckig: „Wir sind ja unter uns — also, wie gefällt es Ihnen?“ „Ich sage doch: ausgezeichnet!“ „Also seien Sie nicht schüchtern, was paßt Ihnen nicht?“ „Wenn Sie denn gestatten, Herr Liebermann, ich meine, das linke Bein . . .“ Da aber sah Liebermann ihn groß an: „Das linke Bein? Malen Sie erstmal so'n Bein, Herr Leopold von König!“

Lustige Rundschau



* **Der Grundstein.** Treffen sich zwei Frauen. „Ach Sie, gestern hab' 'ch Ihre Tochter wieder mal gesehn, mit ihrn Bräutgam. Wie is 'n das nu: Heiratn se denn nu endlich, die jungen Leite?“ — „Nu freilich! 's geht nu los! — Gestern hamm se sich schon ä Grammefon gekooft!“

* **Die große Oper.** Logenschließer (zum Theatergast, der zu spät kommt): „Leise, leise, mein Herr!“ Theatergast (flüsternd): „Schläft schon alles!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.